

sens und über das Muster seiner politischen Verfassung. Das augenfälligste Ergebnis dieses gründlichen Vergleichs ist die Zurückweisung des „pauschalen“ Utopiediskurses der letzten Jahrzehnte. Utopisches Denken ist erstaunlich elastisch, reagiert schnell auf unterschiedliche Ausgangssituationen und nimmt Anleihen bei einer Unzahl anderer politischer, philosophischer, technischer und ökologischer Wertsysteme. Die Konstanten der interpretierten politischen Utopien sind – etwa in der Frage des Antiindividualismus des utopischen Denkens – geringer als angenommen, der in der zeitgenössischen Diskussion als homogen behandelte utopische Denktypus zerfällt tatsächlich in zahlreiche Arten.

Durch diese Vorstellung der Weite und Vielfalt utopischen Denkens ist ohne Zweifel ein Erkenntnisfortschritt gegeben. Der von Saage gewählte Ansatz hat allerdings auch gewisse „Kosten“: Durch seine Konzentration auf Fragestellungen der politischen und der Sozialphilosophie, der Sozialgeschichte und der politischen Institutionenlehre bringen Saages Überlegungen insgesamt nur wenig Verständnis für das auf, was die besondere Anziehungskraft der politischen Utopien ausmacht, für ihre spezielle „Aura“ und für die „Übertragung“, die sie beim Leser auslösen. Trotz des wiederholten Hinweises auf die gesellschaftskritische Dimension utopischen Denkens bleibt die Beschreibung des Feldes, in dem sich politisch kodierte Sehnsüchte (oder, im Fall der „schwarzen Utopien“, Ängste)

entwickeln, ein wenig blaß. Es ist wohl ein reduktionistisches Verfahren, ein Buch wie „1984“ nur mit der Konzentration auf den manifest politischen Gehalt zu lesen und kunsttheoretische und psychoanalytische Elemente aus der Untersuchung auszublenden. Als Alternative sei etwa daran erinnert, daß Ernst Bloch im „Prinzip Hoffnung“ mehrere Begegnungen der utopischen Funktion beschreibt; nicht nur solche mit dem Interesse und der Ideologie, sondern auch solche mit Archetypen, Idealen und Allegorien bzw. Symbolen.

Alfred Pfabigan, Wien

Maxine Berg, ed., *Markets and Manufacture in Early Industrial Europe*, Routledge: London u. New York 1991.

Die Herausgeberin dieses Sammelbandes hat sich in den vergangenen Jahren des öfteren in der Debatte um die sogenannte „Protoindustrialisierung“ zu Wort gemeldet.¹ Es ging dabei um eine kritische Rezeption dieses wirtschaftshistorischen Konzepts. Bergs Kritik konzentrierte sich in ihren früheren Arbeiten vorwiegend auf drei Punkte: die unterschätzte Rolle der Städte im Prozeß der europäischen Protoindustrialisierung, die Frage nach den Traditionen einer bereits zentralisierten Produktion in den Manufakturen parallel zur Expansion der Hausindustrie, und die fehlende Einbeziehung der Veränderung von Konsumbedürfnissen und Märkten. Diese Kritikpunkte werden im vor-

liegenden Band wiederholt (S. 5–15) und stehen im Mittelpunkt der Einzelbeiträge.

Hohenberg und Lees haben bereits vor einigen Jahren ein Modell der Entwicklung der städtischen Wirtschaftsstruktur in Europa entworfen.² Hohenberg hat hier seinen früheren Argumenten wenig neues hinzuzufügen, stellt sie aber explizit in den Kontext der Debatte über die Protoindustrialisierung. Er geht der Frage nach, ob für das städtische Gewerbe tatsächlich jene Standortnachteile galten, die die Forschung als Ursache für die Verlegung der Produktion nach der sogenannten „Krise des 17. Jhs.“ anführt. Hier zeigt sich die Notwendigkeit einer Differenzierung: Die zünftischen Restriktionen waren in weiten Bereichen Europas keineswegs so stark entwickelt wie oftmals angenommen wird.³ Die Annahme höherer Kosten städtisch-gewerblicher Produktion im Vergleich zur ländlichen Hausindustrie kann ebenfalls relativiert werden. Geht man von der Tatsache aus, daß sich in vielen Städten v.a. Luxusgewerbe bzw. Endverarbeitungsschritte konzentrierten, ergaben sich größere Lohnkosten nicht primär durch höhere Steuern oder teurere Lebenshaltung, sondern aus der Notwendigkeit, vorwiegend qualifizierte Arbeitskräfte beschäftigen zu müssen, die in Gebieten ländlicher Hausindustrie kaum zu finden gewesen wären. Dort wiederum waren besonders arbeitsintensive Produktionsschritte oder die Fertigung billiger Güter für den entstehenden Massenmarkt, für die man keine besonders

geschulten Arbeitskräfte benötigte, zu finden (S. 161–165, 168). Die Protoindustrialisierung bewirkte keine generelle Produktionsverlagerung von den Städten in ländliche Gebiete, sondern im Vergleich der relativen Kosten erschien die Aufrechterhaltung der städtisch-gewerblichen Produktion in bestimmten Branchen bzw. für bestimmte Arbeitsschritte ökonomisch sinnvoll. (S. 162 f., 169) Diese Überlegungen sind keinesfalls neu, werden hier aber erstmals systematisiert.

Maxine Berg präsentiert eine Lokalstudie über die Stadt Birmingham im 18. Jh. Einerseits liegt wieder der Fall eines urbanen Umfelds vor, andererseits behandelt sie mit der Produktion von Waffen, Spielzeugen und Luxusgütern andere Branchen als die Textilverarbeitung, auf die sich die Theorie der Protoindustrialisierung ja beinahe ausschließlich konzentriert hat. Die Verfügbarkeit einer qualifizierten Arbeiterschaft und das Fehlen von zünftischen Restriktionen waren die Basis für den Aufbau von Luxusgewerben und der Endverarbeitung von Waffen, deren Einzelteile im Umland hergestellt wurden (S. 174, 181 f., 185). Diese Struktur entspricht dem vorher angesprochenen allgemeinen Rahmen städtischer Protoindustrie. Birmingham war dabei von einer Parallelität unterschiedlicher Organisationsformen der Produktion geprägt, wie sie für viele protoindustrielle Regionen typisch sein dürfte. Zentrale große Manufakturen existierten hier neben mittleren und kleinen handwerklichen Betrieben (S. 181, 184 f.). Mit der Frage

nach den Investitionen in fixes Kapital nimmt sich Berg noch eines weiteren Diskussionspunktes an. Bislang ist ja noch nicht geklärt, ob das während der Protoindustrialisierung vorwiegend durch die Verleger akkumulierte Kapital in den Aufbau industrieller Produktion investiert wurde oder nicht. Es existierten verschiedene lokale Muster, die nur z.T. Marx' „wirklich revolutionierendem Weg“ entsprechen (i. e. kleine Produzenten akkumulierten Kapital und reinvestierten es in fixe Kapitalanlagen). In ihrer Fallstudie findet Berg kaum Hinweise auf dieses Muster. Akkumuliertes Kapital wurde durch die kleineren Gewerbetreibenden viel eher in Grundstücke oder Häuser investiert als in die Erweiterung ihrer Betriebe. (S. 191 ff.)

Der Frage nach der Organisation der Vermarktung widmen sich andere Beiträge, von denen der bemerkenswerteste jener von Kusamitsu ist. Die Protoindustrialisierung ging nicht mit entscheidenden Verbesserungen der Produktionsmittel einher. Umso wichtiger waren daher die Veränderungen in der Organisation der Produktion und Vermarktung. Dieser Frage geht Kusamitsu vom Blickpunkt des sich verändernden Marktes nach. Die Herstellung insbesondere von Textilien mußte nunmehr erlauben, sich auf kurzfristige geschmackliche Veränderungen der Konsumenten einzustellen. D.h. auf den Absatzmärkten vollzog sich im 18. und frühen 19. Jh. nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer Wandel (S. 115–117). Wie die Vermark-

tung über die *cloth halls* in Yorkshire und der Ankauf der Textilien durch Agenten der Londoner Handelshäuser abgewickelt wurde, war schon Gegenstand früherer Untersuchungen, deren Ergebnisse von Kusamitsu übernommen werden.⁴ Die intermediäre Struktur dieser Institutionen verhinderte aber eine direkte Kommunikation zwischen Kaufleuten und Produzenten in bezug auf das wünschenswerte Design. Durch die unmittelbare Vermarktung größerer Firmen bzw. den Einstieg von Verlegern in die Produktion wurde dieses Prinzip untergraben, und die *cloth halls* wichen in den Anfängen der Fabriksproduktion einem direkten Absatz (S. 121 ff., 124–126). Kusamitsu verweist aber zu erwähnen, daß diese Entwicklung nur zum Teil in den Änderungen der Nachfragestruktur ihre Ursache hatte. Nach der Wende zum 19. Jh. wurde der Bedarf an zirkulierendem Kapital durch die Ausdehnung der üblichen Kreditzeiten für Überseemärkte so stark, daß kleinere Händler dabei nicht mehr mithalten konnten. Die direkte Kommunikation war also notwendig, um die Umlaufzeit zu verkürzen. Dennoch birgt der Ansatz eine Aufarbeitung der in der Debatte fehlenden Auseinandersetzung mit der Struktur und Bedeutung der Märkte. Hier wird die Organisation des Absatzes während der Industriellen Revolution auch als Resultat der Veränderungen im Bereich der Absatzmärkte gesehen.

Mit der zweiten Expansion der Heimarbeit beschäftigt sich Collins Beitrag über die Näharbeit in Ulster.

Diese Branche spielte in der Debatte um die Protoindustrialisierung bislang keine Rolle. Ursprünglich waren es aber genau jene „sweated trades“ in der zweiten Phase der Heimarbeit parallel zur Industrialisierung, die die ersten Überlegungen der jüngeren Schule der Nationalökonomie zur Hausindustrie bzw. zum Verlagssystem stimulierten.⁵

Die Organisation der Textilproduktion im Katalonien des 18. Jhs. steht im Mittelpunkt eines weiteren Aufsatzes: Torras stellt die zunehmenden Bemühungen im Handel dar, die zünftig organisierten Webermeister, die kollektiv in einer starken Verhandlungsposition waren, als Produzenten zu umgehen, und sich den frei arbeitenden Gesellen zuzuwenden. Der Einfluß der Zünfte ging auch dort gegen Ende des 18. Jhs. eher zurück, und das Vorgehen der Kaufleute wurde auch von der staatlichen Obrigkeit nachträglich sanktioniert (S. 195 f., 108). Dieses Spannungsfeld zwischen der hemmenden Position korporativer Strukturen des *ancien régime* und der protoindustriellen Produktion ist trotz vielfacher Behandlung keineswegs geklärt. Es entsprach sogar der Politik eher konservativer Obrigkeiten in Mitteleuropa im 18. Jh., freie Gewerbe bzw. Arbeitsverhältnisse unabhängig von den Zünften zu etablieren. Damit ist allerdings über das Fortwirken zünftischer Traditionen noch wenig gesagt. Gerade dies wäre aber im Hinblick auf den ökonomischen und sozialen Verlauf einer sich vermeintlich anschließenden Industriel-

len Revolution, über den Torras nur eine Andeutung macht, interessant (S. 108).

Anhand der katalonischen Baumwolldrucker untersucht Thomson das Ausmaß der staatlichen Intervention zugunsten sich neu etablierender Branchen. Es zeigt sich dabei ein ähnliches Muster wie etwa in Frankreich oder der Habsburgermonarchie, wo die staatliche Obrigkeit relativ freizügig mit Förderungen umging. Speziell in einer für die Qualität des Produkts so entscheidenden Veredelungsbranche wie dem Stoffdruck entwickelte sich auch von Anfang an eine moderne Produktionsorganisation in größeren zentralen Einheiten (S. 57 f.). Die erwähnten Stufen der Fabriksprivilegierung waren etwa mit den in Österreich üblichen vergleichbar (S. 70–74). Im Unterschied zu Österreich dürfte man aber in Katalonien keine Schwierigkeiten mit der Rekrutierung entsprechender Fachkräfte gehabt haben. Im 18. Jh. mußte die österreichische Regierung erst die Immigration bestimmter Personengruppen fördern, damit derartige Gewerbebezüge überhaupt erst aufgebaut werden konnten. Trotz verbreiteter neoliberalistischer Sichtweisen in der Wirtschaftsgeschichte scheint daher die Rolle des Staates für die Vorbereitung der industriellen Entwicklung doch nicht unerheblich.

Pollard zielt in seinem Beitrag v.a. auf den „Textilbias“ der Theorie ab und stellt fest, daß das Verlagssystem nur eine der möglichen Organisationsformen frühneuzeitlicher Industrien war. Er unterscheidet folglich zwischen den „Protofabriken“ und/oder Manufaktu-

ren, den zentralisierten Handwerksbetrieben etwa in Bereichen der Produktveredelung, den von der Verlagsarbeit unabhängigen frühindustriellen Branchen wie etwa der Glaserzeugung, den Porzellan- oder Papierfabriken, den kooperierenden Handwerksbetrieben und schließlich den kapitalintensiven Großbetrieben wie Werften oder Bergwerken mit zugehörigen Zweigbetrieben. Alle diese Organisationsformen existierten auch in der Protoindustrialisierung, waren z.T. in den einzelnen Branchen in den unterschiedlichen Produktionsschritten vertreten oder dominierten jeweils einen bestimmten Industriezweig (S. 32–34). Die Konzentration auf die Textilindustrie hat die Sicht auf die existierende Gemengelage von Produktionsformen weitgehend verdeckt. Eine Differenzierung nach Produktion und Branchen wäre daher erst vor der Theorie der Protoindustrialisierung zu systematisieren. Einmal mehr argumentiert Pollard für einen regionalen Erklärungsansatz. Auf diese Weise ließen sich auch die Gründe für die Industrialisierung bzw. für die Deindustrialisierung von protoindustriellen Regionen systematisch erfassen. (S. 31 f.)

Dem in der Debatte postulierten Wandel in den Geschlechterbeziehungen widmen sich die Beiträge von Gullickson und Simonton. Gullickson präsentiert in Auseinandersetzung mit Medicks Theorie der protoindustriellen Familienstruktur kein neues Material. Ihre Schlußfolgerungen beziehen sich auf zahlreiche frühere Untersuchungen der Region Pays de Caux (S. 207).⁶ Ihre ab-

schließende Einschätzung, wonach eine offensichtliche Verbesserung des öffentlichen Status von Frauen durch ihre Einbindung in den Arbeitsprozeß nicht zu verzeichnen war, ist daher keine Überraschung (S. 222). Meiner Meinung nach kann dies aber kaum als letztes Wort in dieser Diskussion betrachtet werden.

Neu und interessant ist hingegen die Studie Simontons, die einen klaren geschlechterspezifischen Unterschied bezüglich der Möglichkeiten einer handwerklichen Ausbildung im England des 18. Jhs. beweist. In der zweiten Hälfte dieses Jhs. war das Erlernen eines Handwerks eine männliche Domäne. Nur neun Prozent aller Lehrlinge in Essex und Staffordshire waren weiblich; sie wurden vorwiegend in den weniger spezialisierten Gewerben ausgebildet und konnten daher durchschnittlich zwei Jahre früher vollständig in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden. 46 Prozent aller Mädchen wurden im Dienstleistungssektor, vorwiegend in Haushaltsberufen angelernt, weitere 40 Prozent in der Textilbranche (S. 246–248). Es ergab sich so eine ausgeprägte geschlechtliche Arbeitsteilung bereits im Ausbildungsstadium, in der die besser bezahlten Berufe den Männern vorbehalten blieben und Frauen vom Anfang ihrer Karriere an ökonomisch auf unsicheren Beinen standen (S. 250, 254 f.).

In der Zusammenschau geben v.a. die Lokalstudien wertvolle Hinweise hinsichtlich der eingangs erwähnten Kritik am Konzept der Protoindustrialisierung. Es gelingt in der Summe

aber nicht, sie zu systematisieren und über die Kritik hinaus grundlegende Ergänzungen zur Theorie anzubieten.

Markus Cerman, Wien

Anmerkungen:

1 M. Berg, *The Age of Manufactures, 1700–1820*, London 1985, bes. 77 f.; M. Berg, P. Hudson u. M. Sonenscher, Introduction, in: dies., *Manufacture in Town and Country Before the Factory*, Cambridge 1986, 1–32; M. Berg, *Political Economy and the Principles of Manufacture 1700–1800*, in: ebd., 33–58.

2 Zuerst angedeutet in P. Hohenberg, *Toward a Model of the European Economic System in Proto-industrial Perspective, 1300–1800*, unveröffentl. Manuskript des International Economic History Congress, Budapest 1982; eine ausführliche Version davon in: ders. u. L. Lees, *The Making of Urban Europe, 1000–1950*, Cambridge, Mass. 1985; vgl. auch dies., *Urban Decline and Regional Economies: Brabant, Castile, and Lombardy, 1550–1750*, in: *Comparative Studies in Society and History* 31 (1989), 439–461.

3 Zünfte konnten auch in der Phase expandierender Hausindustrie Träger der Produktion in protoindustriellen Exportgewerben sein. Die Organisationsformen reichten dabei von Varianten des Kaufsystems bis zu zünftischen Handelsgesellschaften.

4 Vgl. R. G. Wilson, *Gentleman Merchants: The Merchant Community in Leeds 1700–1830*, Manchester 1971, und P. Hudson, *The Genesis of Industrial Capital. A Study of the West Riding Textile Wool Industry c. 1750–1850*, Cambridge 1986, bes. 49–51, 155–180.

5 Vgl. neben anderen Werner Sombart, Artikel Verlagssystem (Hausindu-

strie), in: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* 8, 3. Aufl., Jena 1911, 236 f.

6 G. Gullickson, *Sexual Division of Labour in Cottage Industry and Agriculture in the Pays de Caux, Auffay 1750–1850*, in: *French Historical Studies* 12 (1981), 177–199; dies., *Protoindustrialization, Demographic Behaviour, and the Sexual Division of Labour in Auffay, France, 1750–1850*, in: *Peasant Studies* 9 (1982), 106–118; dies., *Agriculture and Cottage Industry: Rethinking the Causes of Protoindustrialization*, in: *Journal of Economic History* 43 (1983), 831–850; dies., *Spinners and Weavers of Auffay: Rural Industry and the Sexual Division of Labour in a French Village, 1750–1850*, Cambridge 1986; dies., *The Case of the Disappearing Worker: Women and Proto-industrialization*, unveröff. Manus. der Conference on the European Peasant Family and Economy, Minneapolis 1988.

Edward Anthony Wrigley, *Continuity, Chance and Change, The character of the Industrial Revolution in England*, Cambridge University Press: Cambridge 1988.

E. A. Wrigley präsentiert mit diesem Buch, das aus seinen 1987 gehaltenen „Ellen-McArthur-Lectures“ hervorgegangen ist, einen „programmatischen Überblick“ über die Ursprünge und die Dynamik der Industriellen Revolution. Der auch in der publizierten Form beibehaltene Vortragsduktus trägt wesentlich zur Plastizität der Sprache bei, welche die komplexen und abstrakten Zusammenhänge flüssig und eingängig umsetzt. Die Verständlichkeit des Bu-